

„Als Gegend eine der schönsten Hannovers“ – Migranten in einer Großsiedlung

Norbert Gestring
Andrea Janßen
Ayça Polat

1 Die Großsiedlung als Problemquartier

Großsiedlungen des sozialen Wohnungsbaus, die in den sechziger und siebziger Jahren in westdeutschen Großstädten gebaut worden sind, gelten schon seit den achtziger Jahren als Problemquartiere (Jessen 1998). Geplant wurden die Großsiedlungen für einen bestimmten Haushaltstyp: die Zwei-Generationen-Familie der Arbeiter- und Mittelschicht mit einem Kind oder zwei Kindern. Das städtebauliche Konzept, der Zuschnitt der Wohnungen und die Infrastrukturen orientierten sich an Familien mit zumindest einem vollbeschäftigten Erwerbstätigen. Während die Erstbezieher diesem Haushaltstyp auch entsprachen, veränderte sich ab den achtziger Jahren die soziale Zusammensetzung in den Großsiedlungen. Auf der einen Seite ermöglichten entspannte Wohnungsmärkte dem integrierten Mittelstand den Umzug in andere Stadtviertel, auf der anderen Seite wuchs mit der Arbeitsmarktkrise die Anzahl der Haushalte, die auf Sozialwohnungen angewiesen sind. Die Belegungspolitik der Kommunen verschärfte die Tendenz selektiver Ab- und Zuwanderung, da mit dem sukzessiven Rückzug des Staates aus dem sozialen Wohnungsbau sich die Wohnungen mit Belegrechten zunehmend in den Großsiedlungen konzentrieren. Durch die ökonomisch und politisch begründete soziale Segregation sind so die Großsiedlungen in westdeutschen Großstädten zu *Quartieren von Benachteiligten* geworden, also zu Quartieren, in denen der Anteil sozioökonomisch benachteiligter Personen überdurchschnittlich hoch ist.

Was aber bedeutet es für die Bewohner, in einem benachteiligten Quartier zu wohnen, hat das Wohnen in einer Großsiedlung zusätzliche *benachteiligende Effekte* für ihre Bewohner? Dieser Frage gehen wir in diesem Beitrag für eine Teilgruppe der Bewohnerschaft nach: türkische Migranten der zweiten Generation.

Dass soziale Ungleichheit sich in Form segregierter Wohnquartiere sozialräumlich abbildet, ist ein universelles Phänomen der Stadtentwicklung. Unterschiedliche soziale Gruppen haben sich nie gleichmäßig über die Wohnquartiere einer Stadt verteilt. Zu einem Problem wird die Segregation erst, wenn durch die Lebensbedingungen in Wohnquartieren soziale Ungleichheit verfestigt oder verschärft wird, wenn also das Wohnquartier zur Quelle zusätzlicher Benachteiligung für Bewohner wird.

Benachteiligende Effekte können in vier Dimensionen entstehen (Gestring/Janßen 2002, Häußermann 2000, Wacquant 1996): In der symbolischen Dimension durch ein schlechtes Image und Stigmatisierung des Quartiers, in der sozialen Dimension durch die Herausbildung eines Milieus, das abweichende Normen und Verhaltensweisen reproduziert, in der politischen Dimension durch fehlende Repräsentanz des Quartiers in der Stadtpolitik und schließlich in der materiellen Dimension durch unzureichende oder fehlende Infrastrukturen.

Ob und in welchen Dimensionen türkische Migranten der zweiten Generation, die in der Großsiedlung Hannover Vahrenheide-Ost wohnen, durch ihr Wohnquartier zusätzlich benachteiligt sind, diskutieren wir auf der Grundlage eigener empirischer Erhebungen.

Im zweiten Abschnitt wird zunächst die empirische Grundlage dieses Beitrags erläutert. In den folgenden vier Abschnitten werden wir benachteiligende Effekte in den vier Dimensionen genauer erläutern. Dabei geht es vor allem um die Erfahrungen, die türkische Migranten mit dem Wohnen in der Großsiedlung gemacht haben, und um ihre subjektiven Sichtweisen über die Wohn- und Lebensbedingungen in der Großsiedlung. Im abschließenden Fazit werden die wichtigsten Ergebnisse in Form von Thesen zusammengefasst.

Hat das Wohnen in einer Großsiedlung benachteiligende Effekte für ihre Bewohner?

Dr. Norbert Gestring
Dipl. Soz. Wiss. Andrea Janßen
Dipl. Päd. Ayça Polat
Institut für Soziologie, Stadt-
und Regionalsoziologie
Carl von Ossietzky Universität
26111 Oldenburg

Die Stigmatisierung von Wohnquartieren kann bei Bewohnern das Gefühl von Ausgrenzung erzeugen.

2 Empirische Grundlagen

In diesem Beitrag werden Zwischenergebnisse aus einem laufenden Forschungsprojekt präsentiert, das der Frage nachgeht, wie Prozesse der Integration und der Ausgrenzung bei türkischen Migranten der zweiten Generation verlaufen.¹ Es fragt nach den gesellschaftlichen und subjektiven Faktoren, an denen sich die Integration bzw. die Ausgrenzung in den Dimensionen Arbeitsmarkt, soziale Netzwerke und Wohnungsmarkt entscheiden. Beim Wohnungsmarkt geht es nicht nur um die unmittelbare Wohnungsversorgung, sondern auch um die Bedeutung der ethnischen Segregation und die Effekte unterschiedlicher Typen von Wohnquartieren (Altbauviertel vs. Großsiedlung).

Das Kernprogramm der Empirie besteht zum einen aus offenen, thematisch strukturierten Interviews mit türkischen Migranten der zweiten Generation, die jeweils zur Hälfte im funktional gemischten Altbauquartier Hannover Linden-Nord und in der Großsiedlung Hannover Vahrenheide-Ost wohnen. Zum anderen wurden Interviews mit *gatekeepern* des Arbeitsmarkts und des Wohnungsmarkts durchgeführt. Damit sind Entscheidungsträger gemeint, die aufgrund ihrer beruflichen Position über Zugang und Platzierung von türkischen Migranten in den beiden Märkten entscheiden. Beim Wohnungsmarkt sind das Beschäftigte von Wohnungsbaugesellschaften und -genossenschaften, vom Verband für Wohnungswirtschaft sowie vom Amt für Wohnungswesen.

Empirische Grundlage dieses Beitrags sind Interviews mit 20 „gatekeepern“ des Wohnungsmarkts und 20 türkischen Migranten der zweiten Generation, die in der Großsiedlung Vahrenheide-Ost wohnen. Als Angehörige der zweiten Generation definieren wir diejenigen, die in der Bundesrepublik geboren sind oder zumindest den überwiegenden Teil ihrer Schulzeit hier verbracht haben.

Das Sample der 20 Migranten besteht aus elf Männern und neun Frauen. Acht haben einen Realschulabschluss, zehn einen Hauptschulabschluss und zwei haben lediglich ein Abgangszeugnis von der Hauptschule. Die Arbeitsmarktkarrieren sind sehr stark von prekären Beschäftigungsverhältnissen geprägt.

In den folgenden Abschnitten werden wir jeweils als Erstes mögliche benachteiligende Effekte theoretisch diskutieren, dann kurz die Situation in Vahrenheide-Ost erläutern und im dritten Schritt die Sichtweisen der von uns interviewten türkischen Migranten schildern.

3 Image

Ein Wohnquartier kann nicht nur durch die unmittelbar erfahrbaren Bedingungen benachteiligend wirken, sondern auch auf der symbolischen Ebene. Dies ist der Fall, wenn das schlechte Image sich auf die Quartiersbewohner überträgt. Die symbolische Ausgrenzung von Wohnquartieren durch Stigmatisierung kann bei Bewohnern das Gefühl erzeugen oder verstärken, aus der Gesellschaft ausgeschlossen zu werden. Ein zweiter benachteiligender Effekt kann dann entstehen, wenn die „schlechte Adresse“ die Chancen, einen Ausbildungs- oder Arbeitsplatz zu finden, beeinträchtigt.

Auch die Möglichkeit der Identitätsbildung auf Grundlage des Quartiers gehört zur symbolischen Dimension. Als identitätsstiftend werden von Göschel (1987) seitens der Bewohner eine lange Wohndauer und die freie Wahl des Wohnstandortes und seitens des Quartiers „die gesamte Erscheinung des Raumes“ (Göschel 1987, S. 89) und seine Gestaltbarkeit durch die Bewohner genannt. Aber auch das Image eines Quartiers hat einen Einfluss darauf, ob Bewohner sich mit dem Quartier identifizieren können und durch das Quartier identifizieren lassen wollen.

Als Erzeuger und Verstärker von Stigmatisierung wirken vor allem die Medien. Auch über Vahrenheide-Ost berichtete von Anfang an eine skeptische Presse, die sich zunächst auf die Architektur des Stadtteils bezog: *„Die Zeilen wirken wie Windkanäle. Es ist nicht kalt, doch man fröstelt. [...] Aufgereiht wie Kompanien stehen die Hauszeilen eine hinter der anderen rechtwinklig zur Straße. Es ist, als marschierten sie, als seien sie zu einem nicht erkennbaren Ziel unterwegs, immer im gleichen Abstand, der hat zu stimmen...“* schrieb die hannoversche Allgemeine Zeitung im Jahr 1973 (zitiert nach: Döscher/Urban 1983). Spätestens ab den neunziger Jahren verschob sich der Fokus der Berichterstattung auf das soziale Milieu und dessen Folgen im

(1) Das Forschungsprojekt „Zwischen Integration und Ausgrenzung – Lebensverhältnisse türkischer Migranten der zweiten Generation“, an dem außer den Autoren noch Walter Siebel beteiligt ist, wird von der VW-Stiftung im Rahmen des „Niedersächsischen Forschungsverbands Technikentwicklung und gesellschaftlicher Strukturwandel“ gefördert.

Stadtteil: Jugendkriminalität und -gewalt, Vandalismus, Müll und der bevorstehende Abriss von einigen Hochhäusern sind die Themen, über die im Zusammenhang mit Vahrenheide-Ost berichtet wird.

Dass Vahrenheide-Ost einen schlechten Ruf hat und das negative Image eines der Hauptprobleme des Stadtteils ist, wird von den befragten „gatekeepern“ übereinstimmend bestätigt. In den meisten Erzählungen wird deutlich, dass sie selbst zur Produktion bzw. Aufrechterhaltung dieses Images beitragen. Auch sie begründen das negative Image vor allem mit dem sozialen Milieu und – etwas seltener – mit der baulich-physischen Struktur des Stadtteils. Die Urteile der „gatekeeper“ über Vahrenheide-Ost sind eindeutig: „*letzter sozialer Abstieg*“, „*Bronx von Hannover*“, „*Verslumungs- und Ghettoisierungstendenzen*“.

Die Stigmatisierung des Stadtteils ist fast allen Migranten bewusst und viele haben Situationen erlebt, in denen ihnen mehr oder weniger deutlich gemacht wurde, dass Vahrenheide-Ost ein schlechtes Wohngebiet ist. Bei ihrer Arbeitsstelle ist Derya M.² schon gefragt worden: „*Vahrenheide-Ost, kommst Du aus dem Ghetto?*“ Wie wirksam ein solches Stigma ist, hat Ayse O. erfahren, als eine Freundin von ihr eine Wohnung in Vahrenheide-Ost gefunden hat, ihr Mann aber ablehnte, in den Stadtteil zu ziehen: „*da hat der Mann gesagt, nee, da möcht´ich nicht wohnen, da sind viele Penner, Alkohol- und Drogensüchtige.*“

Mit direkten Auswirkungen der Stigmatisierung des Stadtteils auf die Arbeitsmarktchancen haben die Migranten bislang keine Erfahrungen gemacht: Zwar berichten einige über Situationen der Diskriminierung auf dem Arbeitsmarkt, aber diese Erlebnisse werden ausnahmslos auf die ethnische Herkunft zurückgeführt, niemand fühlt sich aufgrund der schlechten Adresse benachteiligt.

Das schlechte Image beeinträchtigt die Bindung zum Stadtteil, als „Hannoveraner(in)“ fühlt sich fast jede(r), als „Vahrenheider(in)“ aber niemand. Obwohl viele schon etliche Jahre in Vahrenheide wohnen und keine Umzugswünsche äußern, kann von einem „Wir in Vahrenheide“-Gefühl oder von einer identitätsstiftenden Bindung an den Stadtteil keine Rede sein. Eher äußern die Migranten das Gefühl, durch ihren Wohnstandort nicht nur stigmatisiert, son-

dern auch vom Staat im Stich gelassen zu werden: „*(...) das ist auch der Staat gewesen, die ganzen Ausländer da hin [...] so nach dem Motto ne, sollen die halt die Deutschen in Ruhe lassen und ja, da wird nicht viel unternommen*“ beschwert sich Semiha K. über die Belegungspolitik der Stadt. Mualla R. konstatiert: „*(...) also jeder geht, von den Alten ist keiner mehr da, alle ziehen um.*“ Vahrenheide bietet demnach kein Potenzial positiver Identitätsbildung, sondern vermittelt bzw. verstärkt eher – und dabei spielt das schlechte Image eine entscheidende Rolle – die Empfindung, in einem Stadtteil von „Verlierern“ zu leben.

4 Milieu

Wenn es um die Lebensverhältnisse von türkischen Migranten geht, müssen in dieser Dimension zwei Aspekte unterschieden werden. Zum einen geht es um das soziale Milieu, das durch den hohen Anteil von Arbeitslosen in einem Wohnquartier entstehen kann, zum anderen um das türkische Milieu in einem Stadtteil mit einem relativ hohen Anteil türkischer Bewohner.

Das soziale Milieu

Das soziale Milieu eines Wohnquartiers mit einem hohen Anteil von Arbeitslosen und anderen Benachteiligten, die von Sozialtransfers leben müssen, kann benachteiligend wirken, weil das Wohnquartier auch ein „Lernraum“ (Häußermann 2000) ist. Je stärker Bewohner auf ihren unmittelbaren Nahraum angewiesen sind, desto größer ist die Bedeutung des Wohnquartiers für die Sozialisation.

Das gilt zunächst für Kinder und Jugendliche. In einem Quartier mit einem geringen Anteil an Erwerbstätigen kann die Vorbildfunktion der Erwachsenen gegenüber den Kindern eingeschränkt sein, da Erwerbsarbeit im alltäglichen Leben kaum eine Rolle spielt und es zu einer Dominanz von Verhaltensweisen kommen kann, die unter Umständen für die Bewältigung von Armut sinnvoll sind, außerhalb des Quartiers jedoch kaum akzeptiert werden und schon gar nicht einem sozialen Aufstieg aus der Not dienlich sind.

Aber auch für Erwachsene kann das soziale Milieu zur Falle werden. Die sozialen Netzwerke von Benachteiligten sind meist klei-

Von einem „Wir in Vahrenheide“-Gefühl kann keine Rede sein.

(2)
Alle Namen von Migranten sind Pseudonyme.

Die Nähe zur Verwandtschaft ist das entscheidende Motiv für das Wohnen in Vahrenheide-Ost.

ner, sozial homogener und lokal zentrierter als die der Mittelschicht. Da Netzwerke auch als soziales Kapital und somit als „Ressourcen, die auf der Zugehörigkeit zu einer Gruppe beruhen“ (Bourdieu 1983, S. 190 f.), eine Vielzahl von Aufgaben zur Lebensbewältigung erfüllen, können zusätzliche Benachteiligungen auftreten, wenn sich die sozialen Netze von Bewohnern hauptsächlich auf Kontakte im Quartier beschränken. In diesem Fall ist die Wahrscheinlichkeit, dass das soziale Netzwerk aus Personen besteht, die ihrerseits nur über geringe Ressourcen verfügen, relativ hoch. So hat ein Arbeitsloser, der – auch aus Selbstschutz vor Diskriminierung – nur noch Kontakte zu ebenfalls Arbeitslosen aufrecht erhält, kaum Chancen, Informationen über Arbeitsmöglichkeiten aus dem sozialen Netzwerk zu erhalten.

In Vahrenheide-Ost ist in den letzten zwei Jahrzehnten ein soziales Milieu von Benachteiligten entstanden, wie es für viele Großsiedlungen typisch ist (Neuhöfer 1998). Ein Grund dafür sind negative Karrieren von Bewohnern, die arbeitslos geworden sind. Der zweite Grund ist die selektive Abwanderung: Integrierte Deutsche, aber auch Türken, die es sich leisten konnten, haben den Stadtteil verlassen. Dritter Grund ist die Wohnungspolitik, die mit dem Rückzug aus dem sozialen Wohnungsbau dazu geführt hat, dass sich Belegrechtswohnungen, die vom Wohnungsamt an benachteiligte Gruppen vermittelt werden können, in den Großsiedlungen der sechziger und siebziger Jahre konzentrieren. Mit einer Arbeitslosenquote von 20 %, einer Sozialhilfequote von 23 % und einem Bevölkerungsrückgang von 14 % in den letzten zwölf Jahren liegt Vahrenheide-Ost an der Spitze der Stadtteile Hannovers, wobei es innerhalb des Stadtteils noch einmal erhebliche Unterschiede gibt. So ist in einem Wahlbezirk mit einer Arbeitslosen- und Sozialhilfequote von jeweils knapp 30 % die Bevölkerung seit 1998 um fast ein Drittel zurückgegangen (Geiling 2002).

Die sozialen Netzwerke der von uns interviewten türkischen Migranten sind lokal zentriert. Dabei spielt die Nähe zur Herkunftsfamilie die herausragende Rolle. Die Nähe zu Eltern oder Schwiegereltern sowie zu Geschwistern ist das entscheidende Motiv für das Wohnen in Vahrenheide-Ost. Die sozialen Kontakte sind außerordentlich distanzempfindlich, was sich daran zeigt,

dass Beziehungen außerhalb des Stadtteils kaum aufrecht erhalten werden. Zweitens sind die sozialen Netze der Migranten familienzentriert und – entgegen dem landläufigen Bild von den türkischen „Clans“ – klein und im Zeitablauf geschrumpft. Außer zu Eltern, Geschwistern und deren Ehepartnern werden nur selten aktuelle Kontakte benannt, die über oberflächliche Bekanntschaften hinausgehen. Mitgliedschaft in Organisationen oder Vereinen, die Zugehörigkeit zum selben Betrieb oder die Nachbarschaft jenseits der Verwandtschaft spielen fast keine Rolle als Basis sozialer Beziehungen. Mit der Heirat verlieren sich auch die Freundschaften der Schulzeit. Drittes Merkmal der sozialen Netze ist die ethnische und als Folge dessen die soziale Homogenität. Da türkische Migranten der zweiten Generation größtenteils aus Arbeiterfamilien kommen und da kaum Freundschaften zu Deutschen bestehen, beschränken sich ihre Kontakte im Wesentlichen auf Personen mit dem gleichen Bildungsstand und einer ähnlichen Arbeitsmarktsituation. Dementsprechend gering ist das kulturelle und ökonomische Kapital, das über diese Netzwerke mobilisiert werden kann. Die meisten haben im Verlauf ihrer Arbeitsmarktkarriere zwar mindestens einmal durch Bekannte einen Arbeitsplatz bekommen, aber aufgrund der sozialen Homogenität handelt es sich dabei in der Regel um prekäre Beschäftigungen. In alltäglichen Dingen wie etwa der Kinderbetreuung stellt die Familie eine leistungsfähige und zuverlässige Ressource dar.

Abweichende Normen oder Verhaltensweisen, wie sie nach der These einer Armutskultur zu erwarten wären, konnten wir in keinem Fall finden. Im Gegenteil, die Männer haben durchgängig eine hohe Arbeitsmarktorientierung, die sie mit ihrer Rolle als Ernährer der Familie begründen. Phasen der Arbeitslosigkeit werden als extrem krisenhaft wahrgenommen. Für die Frauen hat ihre Rolle als Mutter und Hausfrau Vorrang vor ihrer Arbeitsmarktorientierung, aber auch sie können sich auf Dauer ein Leben ohne Erwerbstätigkeit nicht vorstellen. Da sie selbst die Erfahrung gemacht haben, dass ihre Eltern sie in der Schulzeit nicht unterstützen konnten, und weil sie im Gegensatz zu den Eltern wissen, welchen Stellenwert schulische Qualifikationen für die Chancen auf dem Arbeitsmarkt haben, äußern sie nachdrücklich die Hoffnung auf

einen möglichst hohen Bildungserfolg ihrer Kinder. Die These, nach der türkische Familien zu den stabilen Haushalten in benachteiligten Wohnquartieren gehören (Neuhöfer 1998), wird durch unsere Untersuchung nach dem bisherigen Stand somit eindeutig bestätigt.

Das soziale Milieu des Stadtteils wird von fast allen befragten Migranten sehr skeptisch und mit großer Distanz betrachtet. Dabei lassen sich drei Strategien im Umgang mit dem sozialen Milieu unterscheiden (Dubet/Lapeyronnie 1994, Hanhörster/Mölder 2000, Tobias/Boettner 1992):

Erstens: Abgrenzung nach unten gegenüber anderen sozialen Gruppen bzw. Quartieren. Neue Zuwanderer aus Osteuropa, „Zigeuner“, Kurden, Deutsche, die ihre Kinder schlagen, sind die Gruppen, die für Probleme im Stadtteil und das schlechte Image verantwortlich gemacht werden. In einer anderen Variante der Abgrenzungsstrategie wird nach guten und schlechten Quartieren innerhalb des Stadtteils unterschieden. So bezeichnet Zafer E. Vahrenheide-Ost wegen der „Asylanten“ und der kriminellen Deutschen als „Brandfleck“, womit er aber nicht sein, sondern ein anderes Wohnquartier meint, denn der Stadtteil ist „als *Gegend eine der schönsten Hannovers*“. So kann das eigene Wohnquartier gleichsam gerettet und das Verbleiben gerechtfertigt werden.

Zweitens: Übernahme des Fremdbilds. In diesen Fällen werden die sozialen Probleme als bedrohlich wahrgenommen. Sorgen machen sich einige Migranten vor allem um die Sozialisationsbedingungen für ihre Kinder, die mit Drogen und Kriminalität konfrontiert werden könnten. Allerdings ist der Punkt noch nicht erreicht, dass ernsthafte Umzugswünsche formuliert werden. Die Probleme machen noch Halt vor der Wohnungstür.

Während diese beiden Strategien bei jeweils knapp der Hälfte der Interviewten vorherrschen, ist eine dritte Reaktion selten: Nur einer verleugnet die Probleme und hat die Stigmatisierung des Stadtteils nicht einmal wahrgenommen.

Das soziale Milieu der Großsiedlung wird von den Migranten als Belastung empfunden. Durch ihre rigorose Abgrenzung gegenüber abweichenden Normen und Verhaltensweisen, die sie durchaus als bedrohlich wahrnehmen, versuchen sie sich und ihre Familie zu schützen. Ihnen selbst ist

das gelungen, es bleibt aber eine offene Frage, ob das auch ihren Kindern gelingt.

Das türkische Milieu

Die Bedeutung der Segregation von Migranten für ihre Integration bzw. ihre Ausgrenzung ist seit langem hoch kontrovers. Auf der einen Seite wird Segregation gleichgesetzt mit „Segmentation“ (Esser 2001: 1a) bzw. „Desintegration“ (Heitmeyer 1998, S. 446). Durch die Segregation, so die Argumentation, würden ethnischen Gemeinden verfestigt, die nicht nur den Schulerfolg der Kinder beeinträchtigen, sondern grundsätzlich Integration erschweren, da sich zudem „ethnische Eliten“ (Heitmeyer 1998, S. 447) bildeten, die zur Stabilisierung ihres Einflusses auf die Migranten eine Annäherung an die deutsche Gesellschaft verhinderten. Auf der anderen Seite (Elwert 1982, Häußermann/Siebel 2001) wird darauf verwiesen, dass die Bedingungen entscheidend sind, unter denen Segregation von Migranten zustande kommt. Wenn es sich um eine freiwillige Segregation handelt, wenn also Migranten einen offenen Wohnungsmarkt vorfinden, der ihnen die Möglichkeit gibt, in andere Stadtviertel umzuziehen, dann könne Segregation die Integration von Migranten sogar fördern, da sie den Aufbau sozialer Netzwerke und die Selbsthilfe und -organisation erleichtere.

Nach den vorliegenden Daten ist die Segregation der türkischen Wohnbevölkerung in Hannover in den neunziger Jahren gesunken, während sie in den achtziger Jahren noch gestiegen ist.³ Vahrenheide-Ost ist in Hannover der Stadtteil mit dem höchsten Anteil von Türken an der Wohnbevölkerung, dieser Anteil ist zwischen 1994 und 1999 aufgrund der Abwanderung von türkischen Haushalten von 18 auf knapp 16 % gesunken (eig. Berechnungen nach Daten der Statistikstelle Hannover). Von ethnisch „homogenen Vierteln“ (Heitmeyer 1998, S. 450) kann in Hannover keine Rede sein.

Unsere vorläufigen Ergebnisse zur Bedeutung der ethnischen Segregation für die Integrations- bzw. Ausgrenzungsverläufe türkischer Migranten sind denkbar unspektakulär. Dass in Vahrenheide-Ost vergleichsweise viele türkische Migranten leben, wird von den Interviewten mehr oder weniger positiv zur Kenntnis genommen. Türkische Nachbarn sind gern gesehen,

Migranten grenzen sich vom sozialen Milieu der Großsiedlung ab.

(3) Der Dissimilaritätsindex der türkischen gegenüber der deutschen Wohnbevölkerung ist zwischen 1989 und 1999 von 0,49 auf 0,44 gesunken. Diese Daten beziehen sich nur auf die Migranten, die türkische Staatsbürger sind.

Kein „ethnischer Schraubstock“, aber auch keine „Binnenintegration“

weil es mit ihnen weniger Konflikte gibt, man ist froh, in der Nähe der Eltern wohnen zu können, und die bescheidene türkische Infrastruktur wird geschätzt, weil sie den täglichen Einkauf erleichtert. Vereinzelt wird zwar von Frauen die soziale Kontrolle und der Klatsch kritisch angemerkt, aber es gibt keinerlei Hinweise auf einen „ethnischen Schraubstock“ (Heitmeyer 1998, S. 453), aus dem sich die zweite Generation befreien müsste. Andererseits gibt es aber auch keine ethnische Community im Sinne einer Vergemeinschaftung innerhalb des türkischen Milieus. In Einzelfällen wird zwar von Nachbarn berichtet, die bei der Integration von Ehepartnern aus der Türkei hilfreich sind, aber die möglichen positiven Effekte ethnischer Segregation sind im Fall der Großsiedlung nur sehr eingeschränkt zu finden. Eine „Binnenintegration“ (Elwert 1982), die einen Zwischenschritt zur Integration darstellt, gibt es nicht.

Während das Fazit zum *sozialen* Milieu noch zwiespältig ausfiel, lassen sich beim *türkischen* Milieu keine Hinweise darauf finden, dass es benachteiligend wirken könnte.

5 Politische Repräsentanz

Das soziale Milieu ist auch bedeutsam für die politische Repräsentanz der Bevölkerung auf Stadt- und Quartiersebene, denn der politische Einfluss hängt nicht nur vom Interesse der Quartiersbewohner an der Stadtteilpolitik ab, sondern auch von ihrer Organisations- und Durchsetzungsfähigkeit. In dieser Dimension geht es einerseits um die Selbstorganisation von Vereinen und Organisationen im Stadtteil und andererseits um die Repräsentanz des Stadtteils in der Stadtpolitik.

Da benachteiligte Gruppen im besonderen Maße auf den Nahraum angewiesen sind, würden gerade sie von der Partizipation auf Quartiersebene stark profitieren, sind jedoch diesbezüglich am wenigsten aktiv. Das kann drei Gründe haben: Zunächst haben Benachteiligte gegenüber politischen Entscheidungsträgern eine große soziale Distanz und es fehlt ihnen an kulturellem Kapital, das zur Organisation politischer Interessen notwendig ist.

Zweitens dominiert in sozialen Milieus, die durch Armut und Ausgrenzung geprägt

sind, politisches Desinteresse bis hin zur politischen Apathie. Viele haben keinerlei Hoffnungen mehr darauf, dass ihre Probleme durch eine andere Politik gelöst werden könnten. Sie gehen dann entweder gar nicht erst zur Wahl oder stimmen aus Protest für rechtsextreme Parteien.

Als dritter Grund für eine geringe politische Repräsentanz ist zu nennen, dass Migranten, deren Anteil in benachteiligten Quartieren meist überdurchschnittlich hoch ist, schlichtweg keine Möglichkeit zur politischen Partizipation besitzen, da die meisten Migranten in Deutschland keinen deutschen Pass haben. Sie sind von der politischen Willensbildung auf der Ebene parlamentarischer Repräsentation ausgegrenzt. Diese durch die Koppelung von Staatsangehörigkeit und Wahlberechtigung entstehende institutionelle Ausgrenzung (Bremer/Gestring 2003) trifft vor allem auf die erste Generation zu, die in einem geringeren Maße an einer deutschen Staatsbürgerschaft interessiert ist als die zweite. Doch auch wenn bundesweit ca. 15 % der türkischen Migranten die Absicht äußern, einen deutschen Pass zu beantragen (Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung 2002), ist die Einbürgerungsquote der türkischen Bevölkerung in Deutschland für das Jahr 2000 mit unter 4 % relativ niedrig (eig. Berechnungen nach: Bundesausländerbeauftragte 2002). Durch die Novellierung des Staatsbürgerschaftsrechts im Jahr 2000 wird sich der Anteil von Migranten mit deutscher Staatsangehörigkeit langfristig automatisch erhöhen.

Politische oder andere Formen organisierten Handelns gibt es in Vahrenheide-Ost kaum. Es fehlt das kulturelle Kapital, das für die Etablierung von selbst organisierten Vereinen und Initiativen nötig wäre. Initiativen, die sich mit der Situation im Stadtteil beschäftigen, und auch Freizeit- und Kulturangebote werden vorwiegend durch den Staat und Wohlfahrtsverbänden organisiert bzw. unterstützt (Geiling u. a. 2001).

Auch die Repräsentanz in der Stadtpolitik fällt niedrig aus: Die Wahlbeteiligung liegt deutlich unter der Hannovers. Sie beträgt nur in zwei der fünf Wahlbezirke mehr als 60 %, während durchschnittlich 80 % der Hannoverschen wahlberechtigten Bevölkerung eine Stimme abgab. Die Wahlbeteiligung bei den Bundestagswahlen hat in den Wahlbezirken von Vahrenheide-Ost zwi-

schen 1998 und 2002 um bis zu 10 Prozentpunkten abgenommen. Tendenzen zu rechtsextremen Parteien zeigen sich in Vahrenheide-Ost für das Jahr 2002 aber nicht (die Republikaner wurden zu unter einem Prozent gewählt), vielmehr übertrifft die Wahlpräferenz mit einem Stimmenanteil von bis zu 66 % für die SPD noch den allgemeinen sozialdemokratischen Trend der Stadt (SPD-Anteil der Stadt: 50 %, vgl. Hannover online 2002a).

Der Effekt der niedrigen Wahlbeteiligung wird durch den vergleichsweise geringen Anteil an wahlberechtigter Bevölkerung in Vahrenheide noch verstärkt: Im Wahljahr 1998 lag der Anteil der Wahlberechtigten in den fünf Wahlbezirken von Vahrenheide-Ost zwischen 40 und 60 %, in gesamt Hannover dagegen bei über 70 % (vgl. Geiling u. a. 2001, Hannover online 2002b).

Weniger als ein Drittel der von uns befragten Migranten besaß die deutsche Staatsangehörigkeit, der politische Einfluss durch den Gang zur Wahlurne ist somit eher eingeschränkt. Gleichzeitig zeigen die Migranten kein ausgeprägtes Interesse daran, an politischen Entscheidungsprozessen mitzuwirken. Lediglich eine Befragte erwähnte das Wahlrecht als Argument für die deutsche Staatsbürgerschaft und als positiven Verstärker für die Identifikation mit der deutschen Gesellschaft. Das politische Desinteresse, das sich in der geringen Wahlbeteiligung des Stadtteils zeigt, lässt sich demnach nicht nur bei der wahlberechtigten Bevölkerung, sondern auch bei den Migranten finden, was dafür spricht, dass es sich um eine schichtspezifische Politikferne handelt.

Die kaum vorhandene politische Durchsetzungskraft der Quartiersbewohner hat jedoch nicht die Vernachlässigung des Quartiers durch die Politik der Stadt zur Folge: Wie alle Großsiedlungen steht Vahrenheide-Ost viel zu sehr im Blickpunkt des öffentlichen Interesses, als dass sich die Stadt eine offensichtlich gleichgültige Haltung leisten könnte. Seit dem Baubeginn Mitte der fünfziger Jahre wird die bauliche und soziale Entwicklung des Stadtteils von der lokalen Presse aufmerksam verfolgt, und spätestens seit den siebziger Jahren überwiegt die kritische Darstellung Vahrenheide-Osts in den Medien. In dieser Zeit begannen ebenfalls die verstärkten Bemühungen der Stadt Hannover, den „zahlrei-

chen Problemen des Stadtteils“ (zitiert nach: Geiling u. a. 2001, S. 230) mithilfe sozialer Einrichtungen und Initiativen zu begegnen. Im Jahr 1989 gab es bereits sieben Gutachten über Vahrenheide-Ost, seit 1998 ist der Stadtteil Sanierungsgebiet und seit 2000 im Programm „Soziale Stadt“ der Bundesregierung. Zumindest für die prominenten Großsiedlungen der Bundesrepublik, die in der Öffentlichkeit zum Symbol der Kumulation gesellschaftlicher Probleme wie Armut und Ausgrenzung geworden sind, trifft die Überlegung vom Rückzug des Staates aus benachteiligten Quartieren nicht zu, wie auch Wacquant (1996) für französische Großsiedlungen im Gegensatz zu US-amerikanischen Ghettos festgestellt hat. Es stellt sich aber die Frage, ob die staatlichen Interventionen den jeweiligen Bedürfnissen der Bewohner angepasst sind und inwieweit sie zur Lösung ihrer Probleme beitragen können.

6 Materielle Ressourcen

Die materielle Ausstattung eines Quartiers kann eine Ressource darstellen, die die Lebenslagen der Bewohner in vielfältiger Weise beeinflusst. Dies gilt vor allem für benachteiligte Personen, die aufgrund ihres kleinen Aktionsradius stark auf den Nahraum angewiesen sind. Zur materiellen Ressource eines Quartiers werden die Lage innerhalb der Stadt, die Existenz und Nutzbarkeit öffentlicher Plätze, die Qualität des Wohnungsbestandes und die technische, soziale und kommerzielle Infrastruktur gezählt. Bei der technischen Infrastruktur geht es um die Verkehrsanbindung. Ihre Qualität entscheidet über die Mobilität der Bevölkerung und deren Möglichkeit, beispielsweise das Stadtzentrum oder den Arbeitsplatz zu erreichen. Die Nähe von kommerzieller und sozialer Infrastruktur erleichtert die Alltagsorganisation erheblich, öffentliche Plätze dienen der Erholung und können nachbarschaftliche Kontakte fördern.

Bis auf die soziale Infrastruktur scheinen die Großsiedlungen der sechziger und siebziger Jahre solche Ressourcen nicht bieten zu können: Sie sind meist in randstädtischer Lage und verfügen kaum über attraktive Infrastrukturen. Wenn öffentliche Plätze vorhanden sind, sind sie durch ihre wenig einladend wirkende Architektur oder

*Keine Vernachlässigung
des Quartiers durch die
Politik*

Die türkischen Haushalte entsprechen dem Haushaltstyp, für den die Großsiedlung gebaut wurde.

ihre Verwahrlosung nicht nutzbar. Insbesondere die markanteste materielle Eigenschaft der Großsiedlungen – ihre Architektur – wird als benachteiligend eingeschätzt. So wurden die Hochhaussiedlungen bereits kurz nach ihrer Fertigstellung aufgrund der Anonymität und ihrem schnellen Verfall kritisiert und gelten heute in der Öffentlichkeit häufig als schlichtweg unbewohnbar (vgl. Jessen 1998).

Tatsächlich liegt die durchschnittliche Wohnraumversorgung in Vahrenheide-Ost mit 29,5 m² Wohnfläche pro Person im Jahr 1997 weit unter dem Hannoveraner Durchschnittswert von 39 m² (eig. Berechnungen nach: Stasis 2000). Die Bebauung Vahrenheide-Osts besteht vorwiegend aus Zeilenbauten der fünfziger und sechziger Jahre, dominierend aber wirken die wenigen Hochhauskomplexe der siebziger Jahre. Sie sind zum Teil dringend sanierungsbedürftig, doch da sich kein Investor für eine Sanierung finden ließ, wurde 2002 der Abriss einiger Hochhäuser beschlossen (LHH 2002). Die Lage des Stadtteils innerhalb Hannovers ist peripher und erweckt den Eindruck der Inselhaftigkeit, doch die Verkehrsanbindung ist durch Busse, Straßenbahn und das Straßennetz gut. Die durch die lockere Bebauung entstandenen Grünflächen zwischen den Zeilenbauten scheinen nicht genutzt zu werden, was auf die Unattraktivität der Flächen und fehlenden Sichtschutz zurückgeführt werden könnte. Auch der zentrale Vahrenheider Markt wirkt wenig frequentiert.

Vahrenheide-Ost ist ein monofunktionaler Stadtteil, der von Beginn an als Schlafstadt für eine arbeitende Bevölkerung gedacht war. Die kommerzielle Infrastruktur, deren Ausgestaltung sich im Allgemeinen nach der Kaufkraft der Quartiersbevölkerung richtet, leistet lediglich die Deckung des alltäglichen Konsumbedarfs. Überörtlich attraktive Freizeitangebote fehlen ganz. Folge des geringen kommerziellen Angebots ist neben der allgemein schlechten Güterversorgung das Fehlen von Arbeits- und Jobmöglichkeiten im Stadtteil.

Im Gegensatz zur kommerziellen Infrastruktur gibt es ein großes Angebot an sozialer Infrastruktur, das sich besonders an den (vermeintlichen) Bedürfnissen der unteren Schichten orientiert: Es gibt einen Kommunalen Sozialdienst, eine sozialpsychiatrische Beratungsstelle, Gemeinwesenarbeit, eine Sozialstation der evangelischen

Kirche, einen Jugendkontaktladen, eine Jobbörse, einen Tauschring usw. Speziell auf Migranten bzw. multikulturell ausgerichtet sind drei der Angebote: ein Treff für ausländische und deutsche Frauen, ein „Kulturtreff Vahrenheide e.V.“ und ein demokratischer Kulturverein (vgl. Geiling u. a. 2001).

Zusammenfassend ergibt sich durch den Blick von außen auf Vahrenheide-Ost auch in der materiellen Dimension das Bild eines überwiegend benachteiligten Stadtteils, der der Bevölkerung kaum Ressourcen zu bieten hat. Durch die Wahrnehmung der befragten türkischen Migranten allerdings ergibt sich in mancherlei Hinsicht ein anderes Bild.

So beurteilen die türkischen Migranten die baulichen Eigenschaften des Stadtteils durchweg positiv. Sie machen sich die Mittelschichts- und Architektenkritik an den Großsiedlungen nicht zu eigen: *„Den Sommer ist es hier wunderschön, da gibt es so viele Parkanlagen, also ich find's hier traumhaft“*, erzählt Jale V. Ömer Ü. fällt viel Positives ein: *„wenn man da aus 'm Balkon guckt, viele Bäume, Gras, Blumen und so 'n Spielplatz gleich davor und keine Geräusche, weil da nur eine Straße entlangführt, das ist 'ne dreißiger Zone“*. Besonders die Ruhe, die vielen Spiel- und Parkplätze und selbst die wenig genutzten Grünanlagen werden geschätzt. Die positive Bewertung der städtebaulichen Struktur deckt sich damit mit den Intentionen des Siedlungskonzepts (Häußermann/Siebel 2000, S. 131). Die türkischen Haushalte entsprechen mit dem erwerbstätigen Mann, der nicht oder teilzeitarbeitenden Frau und den zwei bis drei Kindern eben dem Haushaltstyp, für den die Siedlung gebaut wurde (vgl. Kronauer/Vogel 2003).

Die im städtischen Vergleich geringere Wohnraumversorgung mit einer Wohnfläche von durchschnittlich 29,5 m² in Vahrenheide-Ost wird von den türkischen Migranten massiv unterschritten: Lediglich eine Befragte gab an, mehr als 30 m² pro Person zu bewohnen, durchschnittlich standen unseren Interviewpartnern und deren Familien knapp 19 m² Wohnfläche pro Person zur Verfügung. Angesichts der deutlichen Unterversorgung ist es erstaunlich, dass sich kaum jemand über die geringe Größe der Wohnung beschwert. Das Wohnideal der Migranten entspricht zwar dem gesellschaftlichen Standard (freiste-

hendes Einfamilienhaus), die Ansprüche an das Wohnen sind insgesamt aber deutlich geringer und beschränken sich meist auf die Basics, selbst Balkone werden selten genannt.

Der Mangel an kommerzieller Infrastruktur wird von den türkischen Migranten ebenfalls kaum wahrgenommen: Die meisten sind zufrieden mit dem Angebot, einige betonen sogar, dass es alles gebe, was man braucht. Als einziges genutztes Freizeitangebot wird von den Männern ein türkisches Café genannt.

Anders sieht es bei der Beurteilung der sozialen Infrastruktur aus, da sie kaum registriert wird. Bereits bei unseren Versuchen zu Beginn der empirischen Phase, über Multiplikatoren in Vahrenheide-Ost an mögliche türkische Interviewpartner und -partnerinnen zu gelangen, zeigte sich eine große Distanz der Migranten zu diesen Einrichtungen. Diese Distanz wurde in den Interviews bestätigt: Neben dem demokratischen Kulturverein, der einen türkischen Frauentreff organisiert, wird von den Migranten das Stadtteilbüro der städtischen Wohnungsgesellschaft positiv hervorgehoben. Andere Einrichtungen scheinen – zumindest für die Erwachsenen – kaum eine Rolle zu spielen. Die ausreichende Quantität sozialer Infrastruktur sagt demnach noch nichts über ihre Nutzung und Inanspruchnahme seitens bestimmter Bevölkerungsgruppen aus.

Als Fazit zur materiellen Dimension bleibt festzuhalten: Das Einzige, was reichlich vorhanden ist, ist (neben der vielen Grünanlagen) die soziale Infrastruktur, und diese wird nur in seltenen Fällen genutzt. Ansonsten scheinen die materiellen Ressourcen Vahrenheide-Osts für die türkischen Migranten weniger benachteiligend zu sein als angenommen: Viele Nachteile, die sich vor allem mit der Architektur und der eingeschränkten kommerziellen Infrastruktur zu verbinden scheinen, werden von den Befragten nicht als solche wahrgenommen. Im Gegenteil: Ein beträchtlicher Teil ihrer Bedürfnisse lässt sich mit der Siedlungsform der Großsiedlung durchaus vereinbaren.

7 Fazit

Unsere bisherigen Ergebnisse zu den benachteiligenden Wirkungen des Wohnquartiers Großsiedlung für türkische Migranten lassen sich in sieben Thesen zusammenfassen:

(1) Was den Städtebau betrifft, könnten die positiven Einschätzungen von Vahrenheide-Ost seitens der Befragten und sein negatives Image in der (Fach-)Öffentlichkeit kontroverser nicht sein.

(2) Die Probleme des Stadtteils werden von den Migranten ausschließlich als soziale Probleme definiert, die durch die Stigmatisierung überhöht werden.

(3) Die Stigmatisierung und das soziale Milieu des Stadtteils verhindern die Identifikation mit einem an sich geschätzten Wohngebiet.

(4) Das soziale Milieu des Stadtteils wird als bedrohlich empfunden, insbesondere wegen der Sozialisationsbedingungen der Kinder. Gegenüber abweichenden Normen und Verhaltensweisen grenzen sich türkische Migranten scharf ab.

(5) Es lassen sich keine benachteiligenden Wirkungen des türkischen Milieus ausmachen, es bietet aber auch keine Ressourcen. Der Anteil von Migranten in einem Stadtteil ist kein sinnvoller Indikator für ein benachteiligendes Quartier.

(6) Trotz des politischen Desinteresses ihrer Bewohner sind Großsiedlungen keine von der Stadtpolitik aufgegebenen Stadtteile. Negative Folge der politischen Abstinenz der Bewohner ist das Fehlen von Initiativen, die der Selbsthilfe dienen könnten.

(7) Die technische und kommerzielle Infrastruktur wird von den türkischen Migranten geschätzt. Die Einrichtungen der sozialen Infrastruktur bieten ihnen keine nennenswerten Ressourcen, was nicht nur am Angebot liegt, sondern auch daran, dass die sozialen Einrichtungen kaum genutzt werden.

Literatur

- Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, Reinhard (Hrsg.): Soziale Ungleichheiten. – Göttingen, S. 183–198
- Bremer, Peter; Gestring, Norbert (2003): Ausgrenzung von Migranten? In: Häußermann, Hartmut; Kronauer, Martin; Siebel, Walter (Hrsg.): An den Rändern der Städte: Armut und Ausgrenzung. – Frankfurt a.M. (im Erscheinen)
- Bundesausländerbeauftragte (2002): Eingebürgerte frühere türkische Staatsangehörige im Jahr 2000. www.bundesauslaender-beauftragte.de/daten/tab16b/pdf: 27.11.2002
- Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung (Hrsg.) (2002): Situation der ausländischen Arbeitnehmer und ihrer Familienangehörigen in der Bundesrepublik Deutschland. Repräsentativuntersuchung 2001. Tabellenband. – Bonn
- Döscher, Susanne; Urban, Elke (1983): Der Stadtteil Vahrenheide – ein soziales Spannungsfeld. Möglichkeiten und Grenzen einer Stadtteilidentität in einem nicht gewachsenen Stadtteil durch Aktionen von Bürgern. – Hannover
- Dubet, Francois; Lapeyronnie, Didier (1994): Im Aus der Vorstädte. Der Zerfall der demokratischen Gesellschaft. – Stuttgart
- Elwert, Georg (1982): Probleme der Ausländerintegration. Gesellschaftliche Integration durch Binnenintegration? In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 34, 4, S. 717–731
- Esser, Hartmut (2001): Integration und ethnische Schichtung. Gutachten für die Unabhängige Kommission „Zuwanderung“. www.bmi.bund.de/Downloads/Esser.pdf: 7.8.2001
- Geiling, Heiko (2002): Integrations- und Ausgrenzungsprobleme in einer städtischen Großsiedlung. Zur Theorie und Methode der Stadtteilanalyse. In: Riege, Marlo; Schubert, Herbert (Hrsg.): Sozialraumanalyse. Grundlagen – Methoden – Praxis. – Opladen, S. 207–223
- Geiling, Heiko; Schwarzer, Thomas; Heinkelmann, Claudia; Bartnick, Esther (2001): Stadtteilanalyse Hannover-Vahrenheide. Sozialräumliche Strukturen, Lebenswelten und Milieus. Agis-Texte 24. – Hannover
- Gestring, Norbert; Janßen, Andrea (2002): Sozialraumanalysen aus stadtsoziologischer Sicht. In: Riege, Marlo; Schubert, Herbert (Hrsg.): Sozialraumanalyse. Grundlagen – Methoden – Praxis. – Opladen, S. 147–160
- Göschel, Albrecht (1987): Lokale Identität: Hypothesen und Befunde über Stadtteilbindungen in Großstädten. In: Inform. z. Raumentwickl., 3, S. 91–107
- Hanhörster, Heike; Mölder, Margit (2000): Konflikt- und Integrationsräume im Wohnbereich. In: Heitmeyer, Wilhelm; Anhut, Raimund (Hrsg.): Bedrohte Stadtgesellschaft. – Weinheim und München, S. 347–400
- Hannover online (2002a): Bundestagswahl 2002 in der Landeshauptstadt Hannover. www.wahl.hannover-stadt.de/wahlp/bericht/tabellenprozent.pdf, 27.11.2002
- Hannover online (2002b): Das Wahlergebnis in der Landeshauptstadt Hannover. www.hannover-stadt.de/a12/wahlbr.htm www.hannover-stadt.de/a12/wahlbr.htm: 27.11.2002
- Häußermann, Hartmut (2000): Die Krise der sozialen Stadt. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 10-11/2000, S. 13–21
- Häußermann, Hartmut; Siebel, Walter (2000): Wohnverhältnisse und soziale Ungleichheit. In: Harth, Annette; Scheller, Gitta; Tessin, Wulf (Hrsg.): Stadt und soziale Ungleichheit. – Opladen, S. 120–140
- Häußermann, Hartmut; Siebel, Walter (2001): Multikulturelle Stadtpolitik: Segregation und Integration. In: Gestring, Norbert; Glasauer, Herbert; Hannemann, Christine; Petrowsky, Werner; Pohlan, Jörg (Hrsg.): Jahrbuch StadtRegion 2001. – Opladen, S. 133–136
- Heitmeyer, Wilhelm (1998): Versagt die „Integrationsmaschine“ Stadt? Zum Problem der ethnisch-kulturellen Segregation und ihrer Konfliktfolgen. In: Heitmeyer, Wilhelm; Dollase, Rainer; Backes, Otto (Hrsg.): Die Krise der Städte. Analysen zu den Folgen desintegrativer Stadtentwicklung für das ethnisch-kulturelle Zusammenleben. – Frankfurt/M., S. 443–467
- Herlyn, Ulfert; Lakemann, Ulrich; Lettko, Barbara (1991): Armut und Milieu. Benachteiligte Bewohner in großstädtischen Quartieren. – Basel, Boston, Berlin
- Jessen, Johann (1998): Großsiedlungen – West. In: Häußermann, Hartmut (Hrsg.): Großstadt. Soziologische Stichworte. – Opladen, S. 104–114
- Kronauer, Martin; Vogel, Bertholt (2003): Erfahrung und Bewältigung von sozialer Ausgrenzung in der Großstadt: Was sind Quartiereffekte, was Lageeffekte? In: Häußermann, Hartmut; Kronauer, Martin; Siebel, Walter (Hrsg.): An den Rändern der Städte: Armut und Ausgrenzung. – Frankfurt a.M. (im Erscheinen)
- LHH (Landeshauptstadt Hannover) (2002): Sanierungszeitung Vahrenheide-Ost, 18. – Hannover
- Neuhöfer, Manfred (1998): Überforderte Nachbarschaften. Eine Analyse von Siedlungen des sozialen Wohnungsbaus und die Wohnsituation von Migranten. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 49/98, 35–45
- STATIS (Statistikstelle Hannover) (2000): Daten zur Bevölkerungsstruktur der Stadt Hannover. – Hannover (unveröffentlichtes Dokument)
- Tobias, Gertrud; Boettner, Johannes (Hrsg.) (1992): Von der Hand in den Mund: Armut und Arbeitsbewältigung in einer westdeutschen Großstadt. – Essen
- Wacquant, Loic J.D. (1996): Red Belt, Black Belt: Racial Division, Class Inequality and the State in the French Urban Periphery and the American Ghetto. In: Mingione, Enzo (ed.): Urban Poverty and the Under-